

Detlef Baum (Hrsg.)

Die Stadt in der Sozialen Arbeit

Detlef Baum (Hrsg.)

Die Stadt in der Sozialen Arbeit

Ein Handbuch für soziale
und planende Berufe



VS VERLAG FÜR SOZIALWISSENSCHAFTEN

Bibliografische Information Der Deutschen Nationalbibliothek
Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der
Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten sind im Internet über
<<http://dnb.d-nb.de>> abrufbar.

1. Auflage 2007

Alle Rechte vorbehalten

© VS Verlag für Sozialwissenschaften | GWV Fachverlage GmbH, Wiesbaden 2007

Lektorat: Stefanie Laux

Der VS Verlag für Sozialwissenschaften ist ein Unternehmen von Springer Science+Business Media.
www.vs-verlag.de



Das Werk einschließlich aller seiner Teile ist urheberrechtlich geschützt. Jede Verwertung außerhalb der engen Grenzen des Urheberrechtsgesetzes ist ohne Zustimmung des Verlags unzulässig und strafbar. Das gilt insbesondere für Vervielfältigungen, Übersetzungen, Mikroverfilmungen und die Einspeicherung und Verarbeitung in elektronischen Systemen.

Die Wiedergabe von Gebrauchsnamen, Handelsnamen, Warenbezeichnungen usw. in diesem Werk berechtigt auch ohne besondere Kennzeichnung nicht zu der Annahme, dass solche Namen im Sinne der Warenzeichen- und Markenschutz-Gesetzgebung als frei zu betrachten wären und daher von jedermann benutzt werden dürften.

Umschlaggestaltung: KünkelLopka Medienentwicklung, Heidelberg

Druck und buchbinderische Verarbeitung: Krips b.v., Meppel

Gedruckt auf säurefreiem und chlorfrei gebleichtem Papier

Printed in the Netherlands

ISBN 978-3-531-15156-4

Danksagung

Dieses Buch war kein einfaches Projekt. Disziplinäre Grenzerfahrungen oder gar -überschreitungen waren gefordert, um den Bereich auszumachen, in dem sich sozialwissenschaftliche Denktraditionen über die Stadt mit stadtplanerischen und stadtentwicklungstheoretischen Konzeptionen treffen. Und diese Schnittstellen auch noch zu verbinden mit der Frage, was eigentlich für die Soziale Arbeit daraus erwächst – das ist sicher der Kristallisationspunkt und das fruchtbarste Desiderat dieses Projektes.

Ich danke allen Autorinnen und Autoren, dass sie sich auf dieses Projekt eingelassen haben; ich danke für die Beiträge, die sich alle um das Thema Stadt und Soziale Arbeit ranken. Und ich danke für die Geduld und die Flexibilität, die der Umgang mit den Manuskripten einfach erforderte. In diesen Dank mit eingeschlossen ist auch der Verlag, der sich sehr kooperativ auf die Veränderungen eingelassen hat, die notwendig wurden.

Ein ganz besonderer Dank gilt meiner Tochter Dipl. Päd. Lisa Baum, die von Anfang an die redaktionelle Betreuung dieses Buches übernahm. Sie hat mit viel Umsicht und Geduld, aber auch mit großer Professionalität die notwendigen Korrekturen vorgenommen oder aber eingefordert. Mit bewundernswerter Gelassenheit hat sie auch mir gegenüber als dem Herausgeber auf ganz bestimmten Notwendigkeiten redaktioneller Arbeit bestanden. Ohne sie wäre dieses Buch so nicht entstanden.

Koblenz im Juli 2007

Detlef Baum

Inhaltsverzeichnis

Einleitung	
<i>Detlef Baum</i>	11
I. Klassische Texte	15
Zur Wohnungsfrage	
<i>Friedrich Engels</i>	16
Tod und Leben großer amerikanischer Städte	
<i>Jane Jacobs</i>	20
Die sozialen Milieus der Städte	
<i>Manuel Castells</i>	29
II. Die Stadt in der Moderne.....	45
Die offene Stadt. Architektur in der reflexiven Moderne	
<i>Ulrich Beck</i>	46
Urbanität im 21. Jahrhundert – Verfall oder Chance einer Lebensform? Eine soziologische Kontextualisierung	
<i>Katbarina Manderscheid</i>	52
Was bleibt von der europäischen Stadt?	
<i>Hartmut Häußermann</i>	71
Städte: Ressource für Innovationen und Versprechen eines ‚guten Lebens‘	
<i>Detlev Ipsen</i>	80
III. Die Struktur städtischer Räume und ihre sozialen Probleme	93
Die Stadt als sozialer Raum und die Raumbezogenheit sozialer Probleme in der Stadt	
<i>Christian Reutlinger</i>	94
Soziale Segregation in den Städten – Von der gespaltenen Gesellschaft zur gespaltenen Stadt	
<i>Andreas Farwick</i>	111

Krise der Stadtentwicklung und die Spaltung der Städte <i>Walter Siebel</i>	123
Sozial benachteiligte Quartiere: Der Zusammenhang von räumlicher Segregation und sozialer Exklusion am Beispiel städtischer Problemquartiere <i>Detlef Baum</i>	136
Öffentlichkeit und öffentliche Räume – wem gehört die Stadt? <i>Titus Simon</i>	156
Soziale Ungleichheit und ihre Folgen in zwei amerikanischen Metropolen: Die Beispiele New York und Los Angeles <i>Jana Krüger</i>	173
IV. Handlungsfelder und Zielgruppen einer Sozialen Arbeit in der modernen Stadt.....	187
Armut und Lebensführung in einem benachteiligten Wohngebiet Kölns <i>Jörg Blasius, Jürgen Friedrichs und Stefanie Symann</i>	188
Wohnungslosigkeit und der urbane Kontext. Sozialarbeit im Handlungsfeld „Wohnungslosigkeit“ <i>Gisela Schuler-Wallner</i>	204
Kriminalität und Stadtstruktur – Städtebauliche Prävention <i>Bernd Belina</i>	224
Wie <i>Deutsche</i> zu Fremden werden und welche Rolle dabei Sozialarbeit spielt. <i>Klaus M. Schmals</i>	234
Familien in der Stadt – Herausforderungen der städtischen Sozialpolitik <i>Klaus Peter Strohmeier</i>	246
Kinder und Jugendliche in der Stadt <i>Rainer Kilb</i>	262
Alternde Stadtbevölkerung – Altern in der Stadt <i>Uwe-Jens Walther</i>	276

V. Perspektiven der Stadtplanung in der urbanen Gesellschaft.....	287
Stadtentwicklung in einer sich zur Wissensgesellschaft verändernden Industriegesellschaft – Herausforderungen für die Stadtplanung	
<i>Hans-Joachim Bürkner</i>	288
Empowerment und Governance: Interdisziplinäre Gestaltung in der sozialen Stadtentwicklung	
<i>Monika Alisch</i>	305
Wohnen in der Stadt und demographischer Wandel. Anfragen an die Stadtplanung	
<i>Eva von Mackensen</i>	316
Suburbanisierung als Problem gegenwärtiger Stadtentwicklung	
<i>Martin Mutschler</i>	329
Die schrumpfende Stadt – Herausforderung für eine integrierte Stadtentwicklung	
<i>Silke Weidner</i>	345
 VI. Integrative Ansätze sozialraumorientierter Sozialer Arbeit in der Stadt...359	
Stadtteil- bzw. Quartiermanagement in benachteiligten Stadtteilen: Herausforderung für eine Zusammenarbeit von Stadtplanung und Sozialer Arbeit	
<i>Michael Krummacher</i>	360
Soziale Arbeit und Sozialraumanalyse	
<i>Marlo Riege</i>	376
Soziale Stadtpolitik in Deutschland: das Programm „Soziale Stadt“	
<i>Uwe-Jens Walther und Simon Güntner</i>	389
 Autorinnen und Autoren	401

Einleitung

Detlef Baum

„Die Stadt besteht nicht nur aus Häusern und Straßen, sondern auch aus Menschen mit ihren Hoffnungen“ (Augustinus)

Hat der Kirchenlehrer Augustinus bereits in der Mitte des 4. Jahrhunderts am Beispiel seiner Heimatstadt Tagaste und seiner Lehrstätten Karthago, Rom, Mailand das Problem erkannt, mit dem wir es heute zu tun haben? Ist für ihn die Frage bereits virulent, dass sich mit der Entwicklung der Stadt als Lebensform nicht nur eine spezifische Lebensweise durchsetzt, die wir urban nennen und die wir mit Zivilisation, Kultur und Modernität verbinden, sondern dass auch spezifische Probleme für den Städter aus dieser Struktur und Dynamik eines solchen urbanen Lebens erwachsen?

Welche Bedeutung die Stadt heute auch immer für uns hat, welche Hoffnungen wir mit ihrer Lebensform auch immer verbinden: die Stadt ist heute nicht mehr nur die Quelle zivilisatorischen Fortschritts, der Hort des kulturellen Erbes einer Gesellschaft und der Innovationen. Sie ist inzwischen auch zu einem „Problemfall“ geworden und die Probleme, die ihre Struktur und Dynamik aufwerfen, werden zu Problemen der Menschen in ihr.

Und in Anlehnung an Augustinus könnte man auch formulieren: Eine Stadt ist immer auch ein Gemeinwesen – unabhängig von der Frage, ob wir sie zunächst als Handelsstadt, Wirtschaftsstandort, „global city“ oder als politisches Machtzentrum identifizieren. Sie besteht eben nicht nur aus Märkten, aus politischen und wirtschaftlichen Machtzentralen und Verkehrsadern, sondern aus Bürgern und ihrem gemeinsamen Interesse an der *res publica*. Max Weber hat eben die Stadt auch nicht nur über den Markt, also ihre wirtschaftlichen Funktionen definiert, sondern eben auch als „*conjuratio*“, als Verbrüderung der Bürger gegen einen Usurpator, also als eine Gruppe von Gleichen und Gleichgesinnten, der an der Stadt als Gemeinschaft etwas gelegen war und ist. Damit waren andere Werte, wie Freiheit (Stadtluft macht frei!) und gleichsam der Schutz einer Gemeinschaft verbunden.

Und der Staatstheoretiker Johann Heinrich Gottlob von Justi definiert in seiner Staatswirtschaft 1758 eine Stadt als einen „Zusammenhang von Gesellschaft, Familien und einzelnen Personen, die an einem verwarnten Orte unter Aufsicht und Direktion eines *Policey-collegii*, welches man einen Stadtrat nennet, oder anderer zu Handhabung der *Policey*-anstalten verordneten obrigkeitlichen Personen bey einander wohnen, um mit desto besserem Erfolge, Wirkung und Zusammenhang solche Gewerbe und Nahrungsart zu treiben, die unmittelbar sowohl zu der Landes Nothdurft und Bequemlichkeit, als zu der Verbindung des gesamten Nahrungsstandes im Lande erfordert werden“ (v. Justi 1758 § 477). „Verwahrt“ heißt hier: eingefriedet und nur durch Pforten und Tore zugänglich gemacht.

Auch wenn man sich Werner Sombart anschließt, wird man nicht umhinkommen, trotz der von ihm beklagten Vielfalt der Definitionen sich – wie er es formuliert – auf eine Seite zu schlagen. In seiner Arbeit „Der moderne Kapitalismus“ bringt er die Definition der Stadt und die Entwicklung des mittelalterlichen Städtewesens in Deutschland durchaus in Verbindung mit der Entwicklung des Kapitalismus, wobei der Kapitalismus zwar zunächst eine

bestimmte Verfasstheit der Wirtschaftsordnung bedeutet, aber bereits in der Frühphase seiner Entwicklung eine ganz bestimmte Lebensweise voraussetzt und formt, die nur mit der Stadt in Verbindung gebracht werden kann (vgl. Sombart 1916/1987: 124 ff.)

Die Stadt als Gemeinwesen erfordert also eine andere Perspektive der Betrachtung. Wenn eine Stadt eben nicht nur aus Straßen, Plätzen, Märkten und Gebäuden besteht, sondern auch aus Menschen, die in ihr im Kontext dieser Plätze, Märkte, Gebäude ihr Leben deuten, ihre Lebensentwürfe planen, ihre Wertvorstellungen entwickeln und Erwartungen haben, dann kann sich eine urbane Lebensweise nur aus der Dialektik der objektiv vorhandenen Strukturen einerseits und ihrer Deutung, Wahrnehmung und „Aneignung“ durch die in ihr handelnden Akteure andererseits entwickeln. Und dann können die für die Stadt typischen Problemlagen auch nur aus dieser dialektischen Beziehung heraus begründet werden. Und wenn die Herausforderung die ist, das Gemeinwesen zu gestalten, dann geht es eben nicht nur um die Gestaltung der bebauten Umwelt und nicht nur um wirtschaftliche Standortvorteile und Märkte oder politische Machtzentralen, die das Gemeinwesen ausmachen, sondern es geht eben auch um die Menschen mit ihren Möglichkeiten, Hoffnungen und Chancen, die sie mit einer Stadt als Wohnort verbinden. Es geht um Urbanität als Lebensweise, die eine Stadt attraktiv macht.

Uns wird immer klarer, dass wir für die Lösung (groß)stadtspezifischer Entwicklungsprobleme das Soziale gestalten müssen. Dazu brauchen wir integrative Ansätze, die auf der Grundlage der oben genannten dialektischen Beziehung einen interdisziplinären Diskurs ermöglichen, der zu interdisziplinären Erklärungsansätzen und Problemlösungsstrategien führt.

Was müssen wir in der Sozialen Arbeit und in der Sozialpädagogik über die Stadt wissen, um zu begreifen, dass die Probleme der Menschen mit den Problemen, Strukturen und Dynamiken urbanen Lebens zusammenhängen? Was müssen wir in den sozialwissenschaftlichen Disziplinen, die sich mit den Leiden, Problemen und Hoffnungen der Menschen beschäftigen, über die integrationsgefährdenden und identitätsverletzenden Strukturen und Dynamiken einer Stadt wissen, um zu verstehen, dass diese aus den für die Stadt typischen Prozessen entstehen, mit den nur für die Stadt typischen Strukturen verbunden sind und aus den typischen urbanen Lebensstilführungen erwachsen?

Aber auch vice versa. Die Stadtplanung und der Städtebau gehen natürlich grundsätzlich davon aus, dass eine Stadt für Menschen geplant und gebaut wird. Natürlich ist eine Stadt nur als Stadt mit Menschen denkbar. Was aber müssen Stadtplanung und Stadtentwicklung darüber hinaus und differenzierter über das Leben in einer Stadt wissen, um zu verstehen, dass sich die Leiden und die Hoffnungen des Städters auch aus der Art und Weise ergeben, wie diese Stadt sich dem Städter darstellt – in ihrer baulichen Anordnung, in der Gestaltung ihrer öffentlichen Räume, in ihren für sie typischen Gebäuden, Orten, Plätzen, Treffpunkten und Kommunikationsmöglichkeiten?

Spätestens seit auch die Städte selbst das Problem der Bevölkerungsschrumpfung und des demographischen Wandels für sich entdeckt haben und danach fragen, wie eine Stadt gestaltet sein muss, um attraktiv zu bleiben – spätestens seit diesem Zeitpunkt müssen sich die Städte um integrative Konzepte ihrer Stadtentwicklung und ihrer Wohnraumversorgung und Innenstadtentwicklung bemühen, die auch danach fragen, wie eine Stadt so gestaltet wird, dass sie den Interessen und Bedürfnissen einer älter werdenden Bevölkerung gerecht wird und gleichzeitig für junge Familien mit Kindern attraktiv bleibt bzw. wird.

Da geht es um mehr als um die Wohnraumversorgung und um die Versorgungsmöglichkeiten für den Alltag – es geht um die Attraktivität des urbanen Lebens überhaupt, um urbane Lebensqualität – und da ist die Attraktivität der Innenstädte, um die heute die Städte konkurrieren, ein notwendiger, aber durchaus nicht hinreichender Aspekt.

Nicht nur – aber doch in entscheidendem Maße – deshalb ist es wichtig, dass sich die Disziplinen Stadt(entwicklungs)planung und Sozialwissenschaften auf unterschiedlichen Ebenen der Argumentation annähern.

Eine Annäherung auf einer dieser Ebenen ist mit diesem Buch verbunden.

Welche Bedeutung hat eigentlich die Stadt als Kategorie sozialen Lebens, als typische Lebensform für die Soziale Arbeit? Und welche Erkenntnisse aus der Sozialen Arbeit braucht der/die Stadtplaner/in, um zu verstehen, warum Menschen unter den objektiven Lebensumständen ihres Quartiers, ihres Stadtteils, ihres Wohnumfeldes leiden? Was müssen wir über den Zusammenhang von Habitat und Habitus wissen, um zu begründen, dass ein depriviertes Habitat auch nur einen deprivierten Habitus als Verhaltens- und Bewusstseinsform hervorbringen kann?

In der Sozialen Arbeit hat die Bedeutung der Stadt als Lebensraum noch keinen systematischen Ort. Weder werden die stadtsoziologischen Erkenntnisse und Theoriebestände aufgearbeitet und in Blick auf bestimmte Handlungsfelder problematisiert noch finden planungstheoretische Grundlagen und Prämissen der Stadtplanung Eingang in die historische und theoretische Begründung. Sozialer Arbeit. Selbst der dieser Problematik am nächsten stehende Ansatz – die Gemeinwesenarbeit – betrachtet zwar den strukturellen Rahmen des Gemeinwesens und bringt ihn in Verbindung mit den Handlungskontexten und Lebenswelten seiner Bewohnerinnen und Bewohner. Auch versteht die Gemeinwesenarbeit die Leiden der Individuen aus dem sozialräumlichen Kontext heraus, aus dem sie handeln und ihr Leben deuten, und dennoch bleibt sie auch in diesem Kontext gefangen. Dabei hat die Geschichte der Sozialen Arbeit ihre Anfänge mit den sozialen Problemen genommen, die sich aus der Entwicklung der modernen Stadt als Industriestadt ergeben.

Es waren Probleme der amerikanischen Stadt, die z. B. Jane Addams in Chicago veranlasst hat, ihre Soziale Frauenarbeit zu entwickeln – und die Settlement-House-Bewegung war in der Tat eine Antwort auf die sozialen Probleme der Stadtentwicklung. Die in der Sozialen Frage programmatisch verdichteten Probleme des 19. Jahrhunderts waren ja Probleme industrieller Verstädterung – für eine systematische Ausrichtung der Sozialen Arbeit auf die Stadt und ihre Entwicklung hat dies in Deutschland wenig Auswirkungen gehabt. Zwar wurden und werden soziale Probleme, die sich in den Leiden der Individuen manifestieren immer auch aus ihrem sozialökologischen Kontext (Familie, Lebenswelt, Wohnumfeld) heraus verstanden und begründet und dieser Kontext wurde in die Analyse auch immer miteinbezogen. Aber diese Kontexte wiederum einzubinden in größere strukturelle Zusammenhänge, institutionelle und normative Kontexte – also in Stadtgesellschaft – da gibt es zwar Annäherungen und in der Gemeinwesenarbeit auch eine gewisse Tradition – aber ein Durchbruch ist noch nicht zu erwarten, wenngleich sich die Debatte um die Stadt unter Sozialpädagogen verstärkt hat und spätestens mit dem Programm „Stadtteile mit besonderem Entwicklungsbedarf – die Soziale Stadt“ auch in die Theorie- und Methodendiskussion Einzug erhält. Darauf weist auch ein Großteil der Beiträge in diesem Buch hin und einige diskutieren diesen Zusammenhang explizit.

Am ehesten lässt sich dieser Bezug zu den für die Stadtentwicklung typischen Problemen noch an den Vertretern der Chicagoer Schule nachvollziehen. So definiert Louis Wirth

die Stadt „als eine relativ große, dicht besiedelte und dauerhafte Niederlassung gesellschaftlich heterogener Individuen“ (Wirth 1974: 48). Aus der Größe, der Dichte und der Heterogenität der Bevölkerung erwachsen für die Protagonisten der Chicagoer Schule die entscheidenden Probleme städtischen Lebens: Rassenkonflikte, Migration, Kriminalität, soziale Desorganisation und eine gewisse „Metropolenmentalität“.

Dass diese Entwicklung aber jetzt erst ihren Anfang nimmt, ist umso erstaunlicher, als unsere modernen Gesellschaften des Westens längst urbanisierte Gesellschaften sind: die Mehrzahl der Menschen lebt in Städten unterschiedlicher Größenordnung, in verstäderten Agglomerationen oder suburbanen Räumen. Folglich sind auch die Probleme der Menschen Probleme, die mit den sozialräumlichen und sozialstrukturellen Bedingungen zusammenhängen, die städtisches Leben ausmachen. Und diese Probleme sind nicht erst seit heute auf der Agenda.

Das Buch will eine Brücke schlagen zwischen den unterschiedlichen an der Stadt interessierten und mit ihr beschäftigten Disziplinen. Dort, wo Soziale Arbeit mit Fragen der Stadt, ihrer Struktur und Dynamik konfrontiert ist, und dort, wo die Stadtplanung soziale Probleme unter dem Aspekt ihrer eigenen disziplinären Logik begreifen lernt und beide in einen Diskurs eintreten; dort entstehen jene geforderten interdisziplinären Ansätze, die dann auch zu integrativen Ansätzen sozialraumorientierter Sozialer Arbeit in der Stadt führen.

Literatur

Herlyn, U. (Hrsg.) (1974): Stadt- und Sozialstruktur. München

Sombart, W. (1916/1987): Der moderne Kapitalismus Bd. I: Die vorkapitalistische Wirtschaft, München, Leipzig 1916 (2. neubearb. Aufl.), Wiederabdruck: München 1987, 124 ff.

von Justi, J. H. G. (1758): Staatswirtschaft Bd. I

Wirth, L. (1974) Urbanität als Lebensform. In: Herlyn 1974: 42-66

I. Klassische Texte

Der Rückgriff auf klassische Texte ist immer auch ein Versuch, sich zu vergewissern, dass das Thema – die Stadt und ihr Stellenwert in der Sozialen Arbeit – immer auch Vorläufer hatte. Nicht die Stadt als Lebensraum überhaupt ist unser Thema, sondern die Stadt mit ihren je spezifischen Problemen, die auch die Folie abgeben für die Handlungsfelder und Probleme, die Soziale Arbeit zu bearbeiten hat und die auch unter dem spezifischen Gesichtspunkt zu betrachten sind, dass es Probleme der Stadt sind, also Probleme, die sich aus der Kerndynamik urbanen Lebens in allen seinen Dimensionen und Ausprägungen ergeben.

Diese klassischen Texte sollen belegen, dass der Zusammenhang von Stadtentwicklung und spezifischen sozialen Problemen industrieller Verstädterung nicht nur historisch alt sind, sondern mit der Logik kapitalistischer Verwertungsprozesse unmittelbar verbunden sind. So wie die Industriestadt des 19. Jahrhunderts Produkt einer veränderten Produktionsweise ist, so sind auch ihre durch sie erzeugten sozialen Probleme eben auch Probleme industrieller Verstädterung. Sie sind nicht nur in der Stadt erzeugt, und typischer Ausdruck und charakteristisches Strukturmerkmal kapitalistischer Produktionsverhältnisse, sondern sind auch durch sie hervorgebracht.

Denn die industrielle Verstädterung bildete eine neue Phase der Urbanisierung aus; ihr Fokus war die industrielle Arbeit, mit der Fabrik im Zentrum und den Wohnungen der Arbeiter in unmittelbarer oder doch erreichbarer Nähe. Arbeit und Leben, Produktion und Reproduktion, Kapital und Arbeit waren bei allem von Marx scharfsinnig analysierten Antagonismus gar nicht so weit auseinander. Die Arbeitsverhältnisse bestimmten die Wohnverhältnisse, die Produktion bestimmte die Reproduktion der Arbeitskraft.

Neben den „arbeitenden Klassen in England“ hat sich Friedrich Engels in seinem Beitrag „Zur Wohnungsfrage“ mit der Logik beschäftigt, die auch die Wohnung kapitalistischen Verwertungsprozessen unterwirft und damit die Wohnung in den Städten zu einem knappen und deshalb teuren (Tausch)Gut werden lässt.

Die industrielle Stadt wird also zur „kapitalistischen Stadt“ (Castells). Die Verteilung ihrer Bevölkerung im sozialen Raum gehorcht den Prinzipien der Verwertung von Boden und Kapital; es kommt zu sozialräumlichen Segregationsprozessen, die gleichsam die sozialökonomische Ungleichheit in der Stadt widerspiegelt. Und es kommt zu den sozialen Problemen, die dann die Soziale Arbeit auf den Plan rufen und die sich in den Leiden der Individuen an den Strukturen und den Bedingungen des Raumes manifestieren.

Dass überhaupt der Raum und seine Gestaltung und seine Struktur Leiden erzeugt oder auch privilegiert – das hätte damals schon in der ersten Phase der industriellen Verstädterung deutlich werden können. Jane Jacobs hat uns mit ihrer Arbeit „Tod und Leben großer amerikanischer Städte“ auf diesen Zusammenhang und seine Dialektik aufmerksam gemacht. Sie hat vor allem der damaligen Stadtplanung ins Stammbuch geschrieben, dass Menschen nicht nur in einem Raum leben, sondern durch ihn geprägt werden. Deshalb bleiben z. B. Slums auch Slums, deshalb meiden Menschen bestimmte Straßen, Quartiere und Plätze und bevorzugen andere.

Zur Wohnungsfrage¹

Friedrich Engels

Vorwort [zur zweiten Auflage von 1887] (Auszug, S. 516 ff.)

Die Zeit, worin ein altes Kulturland einen solchen, obendrein durch so günstige Umstände beschleunigten Übergang von der Manufaktur und dem Kleinbetrieb zur großen Industrie macht, ist auch vorwiegend die Zeit der „Wohnungsnot“. Einerseits werden Massen ländlicher Arbeiter plötzlich in die großen Städte gezogen, die sich zu industriellen Mittelpunkten entwickeln; andererseits entspricht die Bauanlage dieser älteren Städte nicht mehr den Bedingungen der neuen Großindustrie und des ihr entsprechenden Verkehrs; Straßen werden erweitert und neu durchgebrochen, Eisenbahnen mitten durchgeführt. In demselben Augenblick, wo Arbeiter haufenweise zuströmen, werden die Arbeiterwohnungen massenweise eingerissen. Daher die plötzliche Wohnungsnot der Arbeiter und des auf Arbeiterkundschaft angewiesenen Kleinhandels und Kleingewerbs. In Städten, die von vornherein als Industriezentren entstanden, ist diese Wohnungsnot so gut wie unbekannt. So in Manchester, Leeds, Bradford, Barmen-Elberfeld. Dagegen in London, Paris, Berlin. Wien hat sie ihrerzeit akute Formen angenommen und besteht meist chronisch fort.

...

Der Kern sowohl der großbürgerlichen wie der kleinbürgerlichen Lösung der „Wohnungsfrage“ ist das Eigentum des Arbeiters an seiner Wohnung. Dies ist aber ein Punkt, der durch die industrielle Entwicklung Deutschlands in den letzten zwanzig Jahren eine ganz eigentümliche Beleuchtung erhalten hat. In keinem andern Land existieren soviel Lohnarbeiter, die Eigentümer nicht nur ihrer Wohnung, sondern auch noch eines Gartens oder Feldes sind; daneben noch zahlreiche andere, die Haus und Garten oder Feld als Pächter, mit tatsächlich ziemlich gesichertem Besitz innehaben. Die ländliche Hausindustrie, betrieben im Verein mit Gartenbau oder kleiner Ackerwirtschaft, bildet die breite Grundlage der jungen Großindustrie Deutschlands; im Westen sind die Arbeiter vorwiegend Eigentümer, im Osten vorwiegend Pächter ihrer Heimstätten. Diese Verbindung der Hausindustrie mit Garten- und Feldbau, und daher mit gesicherter Wohnung, finden wir nicht nur überall, wo Handweberei noch ankämpft gegen den mechanistischen Webstuhl: am Niederrhein und in Westfalen, im sächsischen Erzgebirge und in Schlesien; wir finden sie überall, wo Hausindustrie irgendeiner Art sich als ländliches Gewerbe eingedrängt hat, z. B. im Thüringer Wald und in der Rhön. Bei Gelegenheit der Tabaksmonopol-Verhandlungen stellte sich heraus, wie sehr auch schon die Zigarrenmacherei als ländliche Hausarbeit betrieben wird; und wo ir-

¹ Auszug aus: Engels, F. (1970): Zur Wohnungsfrage, 2. Auflage 1887. In: Marx, K./Engels, F. (1970): Ausgewählte Schriften in zwei Bänden I. Dietz-Verlag Berlin. S. 516-529 (erstmal veröffentlicht in „Der Volkstaat“ Leipzig 1872)

gendein Notstand unter den Kleinbauern eintritt, wie vor einigen Jahren in der Eifel^[375], da erhebt die bürgerliche Presse sofort den Ruf nach Einführung einer passenden Hausindustrie als dem einzigen Hilfsmittel. In der Tat drängt sowohl die wachsende Notlage der deutschen Parzellenbauern wie die allgemeine Lage der deutschen Industrie zu einer immer weitern Ausdehnung der ländlichen Hausindustrie. Es ist dies eine Erscheinung, die Deutschland eigentümlich ist. Etwas Ähnliches finden wir in Frankreich nur ganz ausnahmsweise, z. B. in den Gegenden der Seidenzucht; in England, wo es keine Kleinbauern gibt, beruht die ländliche Hausindustrie auf der Arbeit der Frauen und Kinder der Ackerbautagelöhner; nur in Irland sehn wir die Hausindustrie der Kleiderkonfektion, ähnlich wie in Deutschland, von wirklichen Bauernfamilien betrieben. Von Rußland und andern auf dem industriellen Weltmarkt nicht vertretenen Ländern sprechen wir hier natürlich nicht.

Erster Abschnitt

Wie Proudhon* die Wohnungsfrage löst (Auszug, S. 526 ff.)

Die sogenannte Wohnungsnot, die heutzutage in der Presse eine so große Rolle spielt, besteht nicht darin, daß die Arbeiterklasse überhaupt in schlechten, überfüllten, ungesunden Wohnungen lebt. *Diese* Wohnungsnot ist nicht etwas der Gegenwart Eigentümliches; sie ist nicht einmal eins der Leiden, die dem modernen Proletariat, gegenüber allen frühem unterdrückten Klassen, eigentümlich sind; im Gegenteil, sie hat alle unterdrückten Klassen aller Zeiten ziemlich gleichmäßig betroffen. Um *dieser* Wohnungsnot ein Ende zu machen, gibt es nur *ein* Mittel: die Ausbeutung und Unterdrückung der arbeitenden Klasse durch die herrschende Klasse überhaupt zu beseitigen. –Was man heute unter Wohnungsnot versteht, ist die eigentümliche Verschärfung, die die schlechten Wohnungsverhältnisse der Arbeiter durch den plötzlichen Andrang der Bevölkerung nach den großen Städten erlitten haben; eine kolossale Steigerung der Mietspreise, eine noch verstärkte Zusammendrängung der Bewohner in den einzelnen Häusern, für einige die Unmöglichkeit, überhaupt ein Unterkommen zu finden. Und *diese* Wohnungsnot macht nur soviel von sich reden, weil sie sich nicht auf die Arbeiterklasse beschränkt, sondern auch das Kleinbürgertum mit betroffen hat.

Die Wohnungsnot der Arbeiter und eines Teils der Kleinbürger unserer modernen großen Städte ist einer der zahllosen *kleineren*, sekundären Übelstände, die aus der heutigen kapitalistischen Produktionsweise hervorgehen. Sie ist durchaus nicht eine direkte Folge der Ausbeutung des Arbeiters, *als* Arbeiter, durch den Kapitalisten. Diese Ausbeutung ist das Grundübel, das die soziale Revolution abschaffen will, indem sie die kapitalistische Produktionsweise abschafft. Der Eckstein der kapitalistischen Produktionsweise aber ist die Tatsache: daß unsere jetzige Gesellschaftsordnung den Kapitalisten in den Stand setzt, die Arbeitskraft des Arbeiters zu ihrem Wert zu kaufen, aber weit mehr als ihren Wert aus ihr herauszuschlagen, indem er den Arbeiter länger arbeiten läßt, als zur Wiedererzeugung des

[375] In der Eifel, einer hügeligen Landschaft mit großen Torfmooren und ausgedehntem Ödland, sind die Bodenverhältnisse für die Landwirtschaft wenig geeignet. Der Boden wurde von kleinen, technisch rückständigen Bauernwirtschaften bearbeitet. Es kam zu periodischen Mißernten, die die Kleinbauern in große Not stürzten. Engels führt in seinem Artikel die Ereignisse aus dem Jahre 1882 an, als in der Eifel unter den Bewohnern infolge mehrerer Mißernten und durch das Fallen der Preise für landwirtschaftliche Erzeugnisse eine Hungersnot ausbrach.

*Anmerkung D. Baum: Pierre Joseph Proudon (1809-1865) war französischer Publizist, Soziologe und Ökonom und einer der theoretischen Begründer des Anarchismus.

für die Arbeitskraft gezahlten Preises nötig ist. Der auf diese Weise erzeugte Mehrwert wird verteilt unter die Gesamtklasse der Kapitalisten und Grundeigentümer, nebst ihren bezahlten Dienern, vom Papst und Kaiser bis zum Nachtwächter und darunter. Wie diese Verteilung sich macht, geht uns hier nichts an; soviel ist sicher, daß alle, die nicht arbeiten, eben nur leben können von Abfällen dieses Mehrwerts, die ihnen auf die eine oder andere Art zufließen. (Vergleiche *Marx*, „*Das Kapital*“, wo dies zuerst entwickelt.¹)

Die Verteilung des durch die Arbeiterklasse erzeugten und ihr ohne Bezahlung abgenommenen Mehrwerts unter die nicht arbeitenden Klassen wickelt sich ab unter höchst erbaulichen Zänkereien und gegenseitiger Beschwindelung; soweit diese Verteilung auf dem Wege des Kaufs und Verkaufs vor sich geht, ist einer ihrer Haupthebel die Prellerei des Käufers durch den Verkäufer, und diese ist im Kleinhandel, namentlich in den großen Städten, jetzt eine vollständige Lebensbedingung für den Verkäufer geworden. Wenn aber der Arbeiter von seinem Krämer oder Bäcker am Preis oder an der Qualität der Ware betrogen wird, so geschieht ihm das nicht in seiner spezifischen Eigenschaft als Arbeiter. Im Gegenteil, sowie ein gewisses Durchschnittsmaß von Prellerei die gesellschaftliche Regel an irgendeinem Orte wird, muß sie auf die Dauer ihre Ausgleichung finden in einer entsprechenden Lohnerhöhung. Der Arbeiter tritt dem Krämer gegenüber als Käufer auf, d. h. als Besitzer von Geld oder Kredit, und daher keineswegs in seiner Eigenschaft als Arbeiter, d. h. als Verkäufer von Arbeitskraft. Die Prellerei mag ihn, wie überhaupt die ärmere Klasse, härter treffen als die reicheren Gesellschaftsklassen, aber sie ist nicht ein Übel, das ihn ausschließlich trifft, das seiner Klasse eigentümlich ist.

Geradeso ist es mit der Wohnungsnot. Die Ausdehnung der modernen großen Städte gibt in gewissen, besonders in den zentral gelegenen Strichen derselben dem Grund und Boden einen künstlichen, oft kolossal steigenden Wert; die darauf errichteten Gebäude, statt diesen Wert zu erhöhen, drücken ihn vielmehr herab, weil sie den veränderten Verhältnissen nicht mehr entsprechen; man reißt sie nieder und ersetzt sie durch andre. Dies geschieht vor allem mit zentral gelegenen Arbeiterwohnungen, deren Miete, selbst bei der größten Überfüllung, nie oder doch nur äußerst langsam über ein gewisses Maximum hinausgehen kann. Man reißt sie nieder und baut Läden, Warenlager, öffentliche Gebäude an ihrer Stelle. Der Bonapartismus hat durch seinen Hausmann in Paris¹ diese Tendenz aufs kolossalste zu Schwindel und Privatbereicherung ausgebeutet; aber auch durch London, Manchester, Liverpool ist der Geist Hausmanns geschritten, und in Berlin und Wien scheint er sich ebenso heimisch zu fühlen. Das Resultat ist, daß die Arbeiter vom Mittelpunkt der Städte an den Umkreis gedrängt, daß Arbeiter- und überhaupt kleinere Wohnungen selten und teuer werden und oft gar nicht zu haben sind; denn unter diesen Verhältnissen wird die Bauindustrie, der teurere Wohnungen ein weit besseres Spekulationsfeld bieten, immer nur ausnahmsweise Arbeiterwohnungen bauen.

Diese Mietsnot trifft den Arbeiter also sicher härter als jede wohlhabendere Klasse; aber sie bildet, ebensowenig wie die Prellerei des Krämers, einen ausschließlich auf die Arbeiterklasse drückenden Übelstand und muß, soweit sie die Arbeiterklasse betrifft, bei gewissem Höhegrad und gewisser Dauer, ebenfalls eine gewisse ökonomische Ausgleichung finden.

Es sind vorzugsweise diese der Arbeiterklasse mit andern Klassen, namentlich dem Kleinbürgertum, gemeinsamen Leiden, mit denen sich der kleinbürgerliche Sozialismus, zu

¹ Siehe Karl Marx/Friedrich Engels: Werke, Bd. 23

¹ (Volkstaat) fehlt: in Paris

dem auch Proudhon gehört, mit Vorliebe beschäftigt. Und so ist es durchaus nicht zufällig, daß unser deutscher Proudhonist sich vor allem der Wohnungsfrage, die wie wir gesehn haben, keineswegs eine ausschließliche Arbeiterfrage ist, bemächtigt und daß er sie, im Gegenteil, für eine wahre, ausschließliche Arbeiterfrage erklärt.

„Was der *Lohnarbeiter* gegenüber dem *Kapitalisten*, das ist der *Mieter* gegenüber dem *Hausbesitzer*.“^[376]

Dies ist total falsch.

Bei der Wohnungsfrage haben wir zwei Parteien einander gegenüber, den Mieter und den Vermieter oder Hauseigentümer. Der erstere will vom letztern den zeitweiligen Gebrauch einer Wohnung kaufen; er hat Geld oder Kredit – wenn er auch diesen Kredit dem Hauseigentümer selbst wieder zu einem Wunschpreise, einem Mietzuschlag, abkaufen muß. Es ist ein einfacher Warenverkauf; es ist nicht ein Geschäft zwischen Proletarier und Bourgeois, zwischen Arbeiter und Kapitalisten; der Mieter – selbst wenn er Arbeiter ist – tritt als *vermögender Mann* auf, er muß seine ihm eigentümliche Ware, die Arbeitskraft, schon verkauft haben, um mit ihrem Erlös als Käufer des Nießbrauchs einer Wohnung auftreten zu können, oder er muß Garantien für den bevorstehenden Verkauf dieser Arbeitskraft geben können. Die eigentümlichen Resultate, die der Verkauf der Arbeitskraft an den Kapitalisten hat, fehlen hier gänzlich. Der Kapitalist läßt die gekaufte Arbeitskraft erstens ihren Wert wieder erzeugen, zweitens aber einen Mehrwert, der vorläufig und vorbehaltlich seiner Verteilung unter die Kapitalistenklasse, in seinen Händen bleibt. Hier wird also ein überschüssiger Wert erzeugt, die Gesamtsumme des vorhandenen Werts wird vermehrt. Ganz anders beim Mietgeschäft. Um wieviel auch der Vermieter den Mieter *übertreiben* mag, es ist immer nur ein Übertragen bereits *vorhandenen*, vorher *erzeugten* Werts, und die Gesamtsumme der von Mieter und Vermieter *zusammen* besessenen Werte bleibt nach wie vor dieselbe. Der Arbeiter, ob seine Arbeit vom Kapitalisten unter, über oder zu ihrem Wert bezahlt wird, wird immer um einen Teil seines Arbeitsprodukts geprellt; der Mieter nur dann, wenn er die Wohnung über ihren Wert bezahlen muß. Es ist also eine totale Verdrehung des Verhältnisses zwischen Mieter und Vermieter, es mit dem zwischen Arbeiter und Kapitalisten gleichstellen zu wollen. Im Gegenteil, wir⁴⁴ haben es mit einem ganz gewöhnlichen Warengeschäft zwischen zwei Bürgern zu tun, und dies Geschäft wickelt sich ab nach den ökonomischen Gesetzen, die den Warenverkauf überhaupt regeln, und speziell den Verkauf der Ware: Grundbesitz. Die Bau- und Unterhaltskosten des Hauses oder des betreffenden Hausteils kommen zuerst in Anrechnung; der durch die mehr oder weniger günstige Lage des Hauses bedingte Bodenwert kommt in zweiter Linie; der augenblickliche Stand des Verhältnisses zwischen Nachfrage und Angebot entscheidet schließlich.

[376] Anmerkung der Herausgeber: Engels zitiert hier aus der im „Volksstaat“ anonym erschienenen Artikelserie mit der Überschrift „Die Wohnungsfrage“.

Soweit die Quelle, aus der Engels bis zum Schluß des ersten Teils seiner Arbeit zitiert, aus dem Text nicht hervorgeht oder redaktionell nicht gekennzeichnet ist, sind die Zitate in der Regel aus der obenerwähnten Artikelserie des „Volksstaats“. Die Hervorhebungen sind von Engels.

Tod und Leben großer amerikanischer Städte¹

Jane Jacobs

1. Einleitung

Dieses Buch ist ein Angriff auf die landläufige Stadtplanung und den landläufigen Umbau der Städte. Es ist außerdem und in erster Linie ein Versuch, neue Prinzipien für Stadtplanung und Stadtsanierung einzuführen; diese Prinzipien sind andere als diejenigen, die heute überall, angefangen mit den Ausbildungsinstituten für Architekten und Planer bis hin zu den Sonntagsfeuilletons der Zeitungen und den Frauenmagazinen, gelehrt werden. Mein Angriff gründet sich nicht auf Klügeleien über Wiederaufbaumethoden oder auf Haarspaltereien hinsichtlich Entwurfsmoden. Er richtet sich vielmehr gegen die Prinzipien und die Ziele orthodoxer Stadtplanung und Stadtsanierung, also gegen die Wurzeln ihrer Unzulänglichkeit.

Bei der Darlegung meiner neuen Grundsätze werde ich hauptsächlich über gewöhnliche, über alltägliche Dinge schreiben: zum Beispiel darüber, welche Arten von Straßen in einer Großstadt sicher sind und welche nicht; warum manche Parks wunderbar, andere dagegen Brutstätten für Verbrechen und Mord sind; warum einige Slums Slums bleiben und sich andere selbst gegen finanzielle und behördliche Widerstände aus eigener Kraft regenerieren; oder warum sich Zentren von Innenstädten verlagern; was eine Nachbarschaft in der Großstadt bedeutet, wenn es sie überhaupt gibt, und welche Nutzwerte, so vorhanden, Nachbarschaften in Großstädten haben. Kurz gesagt, ich werde darüber schreiben, wie Großstädte im täglichen, wirklichen Leben funktionieren, denn das ist der einzige Weg zu erfahren, welche Grundsätze in Planung und Aufbau die soziale und wirtschaftliche Lebenskraft von Großstädten fördern können und welche das Gegenteil bewirken.

Einer sinnigen Legende zufolge könnten wir, wenn wir nur genügend Geld hätten – der Betrag wird gewöhnlich mit hundert Milliarden Dollar beziffert –, innerhalb von zehn Jahren unsere sämtlichen Slums vom Erdboden verschwinden lassen, den Verfall in den großen eintönigen und grauen Randbezirken, den Vorstädten von gestern und vorgestern, rückgängig machen, die ruhelos umherziehende Mittelklasse und das mit ihnen herumziehende Steuergeld fest verankern und vielleicht sogar das Verkehrsproblem lösen.

Man sehe sich aber an, was wir mit den ersten paar Milliarden gebaut haben: Siedlungen für Minderbemittelte, die schlimmere Brutstätten für Verbrechen, Vandalismus und allgemeine soziale Hoffnungslosigkeit geworden sind als jene Slums, die sie ersetzen sollten; wir haben Wohnviertel für mittlere Einkommen gebaut, die, wahre Wunder an Langeweile und Uniformität, fest verriegelt sind gegen jegliche Schwungkraft oder Lebendigkeit eines Großstadtlebens; es entstanden Luxussiedlungen, die ihrer Fadheit mit schaler Vulgarität aufhelfen, oder es jedenfalls versuchen. Wir haben Kulturzentren, in denen sich nicht einmal eine gute Buchhandlung halten kann; Verwaltungszentren, die, außer von Tagedieben,

¹ Genehmigter Abdruck aus: Jacobs, J. (1963): *Tod und Leben großer amerikanischer Städte*. Verlag Ullstein GmbH Frankfurt a. M./Berlin. S. 9-26

die weniger Auswahl an Plätzen haben, an denen sie sich herumtreiben können, von jedem gemieden werden; Einkaufszentren, die nur lackglänzende Imitationen der standardisierten Kettenläden der Vororte sind. Wir haben Promenaden, die irgendwo sinnlos anfangen und nirgendwo hinführen und die kein Spaziergänger benutzt. Wir haben Schnellverkehrsstraßen, die unsere Großstädte ausweiden. Das ist kein Städtebau, kein Umbau, das ist Plünderung der Städte.

Unter der Oberfläche sind diese angeblichen Errungenschaften noch viel armseliger als die kümmerlichen Ansprüche, mit denen sie auftreten. Selten helfen sie (wie sie theoretisch sollten) den umliegenden Bezirken. Diese amputierten Bezirke entwickeln typischerweise die galoppierende Schwindsucht. Menschen in dieser „verplanten“ Art anzusiedeln heißt Preisschilder an der Bevölkerung anbringen. Jede einzelne Gruppe dieser so „ausgezeichneten“ Bevölkerung lebt in wachsendem Mißtrauen und in wachsender Spannung gegen die sie umgebenden Stadtteile. Sind zwei solcher feindlichen Inseln einander gegenüber angelegt, so nennt man das Ergebnis dann „ausgeglichene Nachbarschaft“. Monopolistische Einkaufszentren und riesige Kultureinrichtungen bemänteln unter dem Beifall von „public relations“, daß Handel und Kultur dem intimen, alltäglichen Großstadtleben entzogen werden. Damit solche Wunder vollbracht werden können, werden die Menschen, die mit dem Hexenmal der Planer gezeichnet sind, herumgestoßen, enteignet und entwurzelt, etwa so, als stünden sie unter dem Joch eines lüsternen Eroberers; Tausende und aber Tausende kleiner Geschäfte werden in ihrer Existenz vernichtet und die Eigentümer ruiniert, wobei kaum die Geste einer Wiedergutmachung für notwendig gehalten wird. Ganze Gemeinden werden auseinander gerissen und in alle Winde zerstreut. Das Ergebnis ist ein solches Ausmaß an Zynismus, Verbitterung und Verzweiflung, daß man es gehört und gesehen haben muß, um es zu glauben. Eine Gruppe von Geistlichen in Chikago fragte, entsetzt über die Früchte der dortigen plangemäßen Stadtsanierung:

Könnte Hiob an Chikago gedacht haben, als er klagte: „Man verrückt die Grenzen, raubt die Herde, und weidet sie. . . Die Armen müssen weichen, und die Dürftigen im Lande müssen sich verkriechen. . . Sie ernten auf dem Acker, was er trägt, und lesen den Weinberg des Gottlosen. . . Sie machen die Leute in der Stadt seufzend und die Seele der Erschlagenen schreiend, und Gott stürzt sie nicht.“

Wenn Hiob dabei an Chikago gedacht hat, dann bestimmt auch an New York, an Philadelphia, Boston, Washington, St. Louis, San Franzisko und an eine ganze Reihe anderer Großstädte. Die wirtschaftliche Logik der üblichen Stadtsanierung ist Betrug. Denn die wirtschaftlichen Grundsätze basieren ja nicht nur auf der gesunden und vernünftigen Investierung öffentlicher Steuergelder, wie die Sanierungstheorien vorgeben, sondern ebenso sehr auf den beträchtlichen Mitteln, die den hilflosen Opfern gegen ihren Willen abverlangt werden. Die erhöhten Steuereinnahmen, die dann als Ergebnis solcher „Investitionen“ von diesen Stadtteilen zur Stadt zurückfließen, sind eitel Blendwerk und eine Bagatelle, verglichen mit den stetig wachsenden Summen öffentlicher Gelder, die notwendig sind, um dem Auseinanderfallen und der Labilität einer grausam in ihrem Lebensnerv getroffenen Stadt zu begegnen. Die Mittel der heutigen Stadtsanierung sind ebenso kläglich wie ihre Ziele.

Alle Kunst und Wissenschaft der Stadtplanung sind mittlerweile machtlos, den Verfall – und die Hoffnungslosigkeit, die dem Verfall vorausgeht – in immer größeren Teilen der amerikanischen Großstädte aufzuhalten. Man könnte auch nicht etwa zur eigenen Beruhigung diesen Verfall dem Mangel an Gelegenheiten zuschreiben, die Kunst der Planung auch anzuwenden; es scheint kaum darauf anzukommen, ob sie angewandt wird oder nicht.

Nehmen wir als Beispiel die Morningside Heights in New York City. Nach der Theorie dürften die Planer überhaupt keine Schwierigkeiten haben, denn sie verfügen über einen großen Reichtum an Parks, an Sport- und Spielplätzen und anderem offenen Gelände. Die Häuser liegen in erhöhter und angenehmer Lage mit einer herrlichen Sicht auf den Fluß. Morningside Heights sind außerdem ein berühmtes kulturelles Zentrum mit großartigen Einrichtungen, wie der Columbia-Universität, dem Union Theological Seminary, der Juillard School of Music und noch einem halben Dutzend anderer Institutionen, die großes Ansehen genießen. Die Siedlung besitzt gute Krankenhäuser und Kirchen, sie hat keine Industrie, die Straßen sind im allgemeinen gegen vorschriftswidrige Nutzungen geschützt, die in diese Reservate solide gebauter, geräumiger Wohnungen für die mittleren und oberen Klassen einbrechen könnten. Trotzdem begannen die Morningside Heights sich um die Mitte der fünfziger Jahre derart rapide in einen Slum zu verwandeln – in jenen finsternen Typ von Slum, in dem die Leute Angst haben, auf die Straße zu gehen –, daß für die kulturellen Institutionen eine Krise entstand. Diese Institutionen taten sich daraufhin mit den Planungsgewaltigen in der Stadtverwaltung zusammen, wendeten alle erdenklichen Planungstheorien an, ließen den am schlimmsten heruntergekommenen Bezirk des Gebietes verschwinden und bauten statt dessen eine Siedlung für mittlere Einkommen, komplett mit Einkaufszentrum, und eine Siedlung des sozialen Wohnungsbaus, alles aufgelockert, durch Luft, Licht und Sonne und Landschaftsgestaltung. Das Ergebnis wurde als Musterbeispiel für städtebauliche Rettungsaktionen überall begeistert gepriesen.

Danach ging es mit Morningside Heights noch schneller bergab.

Das ist kein unfaires Beispiel. In einer Stadt nach der andern verfallen gerade die Bezirke, die es nach der Planungstheorie nicht dürften. Weniger auffällig, aber gleichermaßen bedeutsam: In einer Stadt nach der anderen widerstehen gerade die im Sinne der Planungstheorie längst überfälligen Bezirke dem Verfall.

Großstädte sind gewaltige Laboratorien, voll von Experimenten und Irrtümern, Fehlschlägen und Erfolgen in Aufbau und Planung. Es sind Laboratorien, in denen die Stadtplanung hätte lernen und ihre Theorien bilden und ausprobieren sollen. Statt dessen haben Praktiker und Lehrer dieser Disziplin versäumt, die Erfolge und Fehlschläge in der Realität des Lebens zu studieren, die Gründe für unerwartete Erfolge aufzuspüren; sie ließen sich von Prinzipien leiten, die sie von dem Verhalten und der äußeren Erscheinung von Städten und Vorstädten, von Lungensanatorien und Traumstädten ableiteten – von allem, außer von den Großstädten selbst. Wenn es heute den Anschein hat, als reduzierten die sanierten Stadtteile und die endlosen neuen Siedlungen außerhalb der Städte das Stadtleben wie das Landleben in gleichem Maße zu einem monotonen, unbekömmlichen Haferschleim, so ist das keineswegs erstaunlich. In diesem Brei sind die Eigenschaften, die Notwendigkeiten, die Vorzüge und das Verhalten von Großstädten unentwirrbar mit den Eigenschaften, Notwendigkeiten, Vorzügen und dem Verhalten von anderen Niederlassungen trägerer Natur vermischt worden.

Nichts war wirtschaftlich oder gesellschaftlich unvermeidbar an dem Verfall alter Städte oder an dem Abstieg frisch geprägter, nichturbaner Verstädterung. Ganz im Gegenteil, es gibt kein anderes Gebiet in unserer Wirtschaft und Gesellschaft, das ein volles Vierteljahrhundert lang zielbewußter gehandhabt worden wäre, um genau

das, was wir haben, zu vollbringen. Ungewöhnliche finanzielle Anreize seitens der Regierung sind in Anspruch genommen worden, um dieses Ausmaß an Eintönigkeit, Sterilität und Vulgarität zu erreichen. Jahrzehnte des Predigens, Schreibens und Mahnens durch

Fachleute haben zu dem Ende geführt, daß wir und unsere Gesetzgeber davon überzeugt sind, ein derartiger Brei sei gut für uns, solange er uns mit Gras umrankt gereicht wird.

Häufig gibt man aus Bequemlichkeit den Autos die Schuld an den Übeln der Städte und an den Enttäuschungen und Fehlschlägen in der Stadtplanung. Aber die zerstörerischen Wirkungen von Autos sind weniger Ursache als Symptom für unsere Unfähigkeit zum Bauen. Selbstverständlich sind die Stadtplaner, genauso wie die Verkehrsfachleute mit den ihnen zur Verfügung stehenden märchenhaften Geldmitteln, hilflos angesichts des Problems, wie sie Autos und Städte miteinander in Einklang bringen sollen. Sie wissen nicht, was sie mit den Autos in den Städten anfangen sollen, weil sie sowieso nicht wissen, wie sie funktionsfähige und lebendige Städte planen sollen – mit Autos oder ohne.

Die einfachen Bedürfnisse von Autos sind wesentlich leichter zu begreifen und zu befriedigen als die vielschichtigen Bedürfnisse von Großstädten, aber eine wachsende Anzahl von Planern ist zu dem Schluß gekommen, daß man, wenn man nur das Verkehrsproblem lösen könnte, damit allein auch schon das Hauptproblem der Städte gelöst hätte. Städte haben aber viel verwickeltere wirtschaftliche und soziale Probleme als den Autoverkehr. Wie kann man denn wissen, was man mit dem Verkehr versuchen könnte, bevor man weiß, wie die Stadt selbst lebt und was sie sonst noch mit ihren Straßen anfangen will? Man kann es eben nicht.

Vielleicht sind wir ein so gedankenloses Volk geworden, daß es uns nicht mehr interessiert, wie die Dinge wirklich funktionieren, sondern lediglich, was für einen Eindruck sie auf den ersten, oberflächlichen Blick machen. Wenn das so ist, dann gibt es weder Hoffnung für unsere Großstädte noch für irgend etwas anderes in unserer Gesellschaft. Aber ich glaube eigentlich nicht, daß das der Fall ist.

Gerade in bezug auf unsere Stadtplanung gibt es einwandfrei eine große Anzahl guter und ernsthafter Menschen, denen die Planung und der Aufbau sehr am Herzen liegen. Trotz einiger Korruption und beträchtlicher Gier nach dem Weinberg des Nächsten sind doch die Absichten, die den Unmöglichkeiten zugrunde liegen, welche wir zuwege bringen, exemplarisch. Planer, Städtebauer und alle, die sie zu ihren Ansichten bekehrt haben, sind nicht absichtlich teilnahmslos gegenüber der Wichtigkeit des Wissens um das Funktionieren der Dinge. Sie haben sich, ganz im Gegenteil, die größte Mühe gegeben, alles zu lernen, was die Heiligen und Weisen moderner orthodoxer Stadtplanung darüber gesagt haben, wie die Großstädte funktionieren sollten und was für die Menschen und den Handel in ihnen gut sein sollte. Dies nehmen sie mit solcher Hingabe in sich auf, daß sie, wenn die widersprechende Wirklichkeit auf den Plan tritt und ihr mühsam erworbenes Wissen umzustürzen droht, die Wirklichkeit dann halt mit einem Achselzucken abtun müssen.

Sehen wir uns beispielsweise die Reaktion der orthodoxen Stadtplanung auf den Bostoner Bezirk North End an. (Bitte behalten Sie das North End in Erinnerung, ich werde in diesem Buch noch öfter darauf zurückkommen.)

North End ist ein alter Bezirk mit niedrigen Mieten, der an der Wasserfront in die Schwerindustrie übergeht, und wird offiziell als Bostons schlimmster Slum und als öffentliche Schande betrachtet. Es verkörpert Eigenschaften, die alle klugen Leute für schlecht halten, weil so viele andere kluge Leute sie für schlecht erklärt haben. North End liegt nicht nur direkt neben der Schwerindustrie, schlimmer noch: alle möglichen Arten von Arbeitsplätzen und Geschäften sind hier in größtem Durch- einander mit den Wohnblocks vermischt. North End hat nicht nur die höchste Konzentration von Wohnungen auf der Fläche, die in Boston für Wohnungsbau genutzt wird, sondern die höchste Konzentration von

Wohnungen, die überhaupt in einer amerikanischen Großstadt zu finden ist. Es gibt kaum Grünflächen. Die Kinder spielen auf den Straßen. Statt Superblocks oder wenigstens einigermaßen großer Mietblocks gibt es nur kleine Baublocks. Nach Planungs-Sprachgebrauch ist der Bezirk „stark von bodenverschwendenden Straßen durchschnitten“. Die Gebäude sind alt. Alles Erdenkliche ist vermutlich falsch im North End. Oder – wieder im orthodoxen Planungs-Jargon ausgedrückt – North End ist das dreidimensionale Lehrbuch einer „Megalopolis“ in den letzten Stadien des Verfalls. Es ist somit eine ständige Schulaufgabe für Studenten, die Stadtplanung und Architektur in Harvard studieren und sich immer wieder unter Leitung ihrer Lehrer daranmachen, diesen Bezirk in Superblocks und Promenaden und Parks aufzuteilen; sie radieren die vorschriftswidrigen Nutzungen aus und machen aus dem Ganzen ein Ideal an Ordnung und Vornehmheit, so einfach, daß es auf einen Stecknadelkopf eingraviert werden könnte.

Vor zwanzig Jahren, als ich das North End zum erstenmal sah, waren seine Gebäude furchtbar überfüllt; es waren städtische Einfamilienhäuser verschiedenster Art und Größe, die in Mietshäuser umgewandelt waren, dazwischen vier- bis fünfstöckige Mietshäuser, welche die Flut der Einwanderer erst aus Irland, dann aus Osteuropa und schließlich aus Sizilien auffangen sollten. Der allgemeine Eindruck war der eines Bezirks, der einer ungeheuren physischen Anstrengung nicht gewachsen und sehr arm war.

Als ich das North End dann 1959 wiedersah, war ich verblüfft über den Wandel. Dutzende und aber Dutzende von Gebäuden waren neu hergerichtet. Statt Matratzen vor den Fenstern gab es Jalousien und überall frischgestrichene Wände. Viele der kleinen, in Wohnungen aufgeteilten Häuser hatten jetzt nur noch zwei Familien anstatt der drei oder vier von früher. Einige der Familien in den Mietshäusern hatten (wie ich bei einem Besuch dort erfuhr) sich selbst Luft geschafft, indem sie zwei ältere Wohnungen zusammengelegt und diese mit Badezimmern, Küchen und ähnlichem eingerichtet hatten. Ich blickte eine enge kleine Straße hinunter und meinte, wenigstens dort das alte schmutzige North End wiederzufinden, aber nein: weitere saubere Ziegelbauten, neue Vorhänge und ein Schwall von Musik, als eine Tür aufging. Dies war tatsächlich der einzige Stadtbezirk, den ich je gesehen habe – und zwar bis heute –, in dem die Hausmauern, die an Parkplätze grenzten, nicht roh und verstümmelt gelassen, sondern in Ordnung gebracht und genauso sauber gestrichen waren, als seien sie zum Vorzeigen bestimmt. Unter die Wohngebäude war eine Unzahl von herrlichen Lebensmittelläden gemischt, auch gab es Unternehmen, wie Polstereien, Klempnereien, Schreinereien. Die Straßen waren voller Leben, Kinder spielten, Leute kauften ein, gingen spazieren, unterhielten sich. Wäre es nicht ein kalter Januartag gewesen, hätten sicher auch Leute im Freien gesessen.

Diese allgemeine Atmosphäre von Fröhlichkeit, Freundlichkeit und Gesundheit war so ansteckend, daß ich anfang, nach Straßen zu fragen, nur um dadurch mit den Leuten sprechen zu können. Ich hatte in den vergangenen Tagen eine ganze Menge von Boston gesehen, meistens war das äußerst deprimierend gewesen, und dies hier empfand ich erleichtert als den gesunden Ort in der ganzen Stadt. Aber ich konnte mir einfach nicht vorstellen, wo das Geld für diese Gesundheit wohl hergekommen war, denn es ist heute so gut wie unmöglich, nennenswerte Hypothekengelder für amerikanische Stadtbezirke zu bekommen, die weder hohe Mieteinnahmen bringen noch Imitationen von Vorstädten sind. Um das herauszubekommen, ging ich in ein Restaurant mit einer Bar (an der eine lebhaftere Unterhaltung über Angelsport geführt wurde) und rief einen Stadtplaner aus Boston an, den ich kannte.

„Warum, in aller Welt, sind Sie unten im North End?“ fragte er. „Geld? Nein, wieso? Nach North End sind weder Geld noch Arbeit gegangen. Dahin geht nichts. Vielleicht später mal, aber jetzt noch nicht. Es ist doch schließlich ein Slum!“

„Mir sieht es gar nicht aus nach einem Slum“, sagte ich.

„Aber es ist der schlimmste Slum in der ganzen Stadt. Es hat 680 Wohnungseinheiten je Hektar. Es ist mir ausgesprochen unangenehm zuzugeben, daß wir so was in Boston überhaupt haben, aber es ist leider Tatsache.“

„Haben Sie noch mehr Zahlen zur Hand?“ fragte ich.

„Ja. Komischerweise hat es die geringste Verbrechens-, Krankheits- und Kindersterblichkeitsquote der Stadt. Außerdem ist dort das Verhältnis zwischen Miete und Einkommen am günstigsten. Mein Gott, diese Leute haben es wirklich gut. Moment mal . . . die Kinderzahl entspricht ungefähr dem Durchschnitt der Stadt. Die Sterblichkeitsziffer ist niedrig, 8,8 pro mille gegenüber dem städtischen Durchschnittswert von 11,2 pro mille. Tb-Sterblichkeit ist sehr niedrig, weniger als eins pro zehntausend. Nicht zu verstehen, es ist noch weniger als in Brookline. Früher war das North End der schlimmste Herd für Tuberkulose in der ganzen Stadt, aber das hat sich alles geändert. Es müssen gesunde Leute sein. Aber es ist natürlich ein gräßlicher Slum.“

„Sie sollten mehr solcher Slums haben“, sagte ich. „Sagen Sie bloß nicht, daß schon Pläne bestehen, um den hier abzureißen. Sie sollten mal herkommen und soviel wie möglich daraus lernen.“

„Ich verstehe Sie genau“, gab er zu. „Im gehe selbst öfter hin, nur um in den Straßen spazierenzugehen und dieses wunderbar fröhliche Straßenleben zu genießen. Wissen Sie, wenn Sie's jetzt schon so schön finden, sollten Sie im Sommer wiederkommen. Sie wären begeistert im Sommer. Aber irgendwann müssen wir es natürlich neu aufbauen. Wir müssen die Leute ja von der Straße runterbringen.“

Das war merkwürdig. Die Instinkte meines Freundes sagten ihm, daß das North End ein guter Ort war, und seine sozialen Statistiken bestätigten es noch dazu. Aber alles, was er als funktionell arbeitender Städtebauer gelernt hatte über das, was für Menschen und eine städtische Nachbarschaft gut ist, alles, was ihn zum Fachmann gemacht hatte, sagte ihm, daß das North End ein übler Ort zu sein habe.

Der führende Sparkassenbankier von Boston, „ein Mann, ganz oben in der Machtmaschinerie“, an den mich mein Freund wegen meiner Frage nach der Finanzierung verwiesen hatte, bestätigte, was ich inzwischen von den Leuten im North End selbst gehört hatte. Es war kein Geld von Gnaden des großen amerikanischen Banksystems, das ja genug von Stadtplanung versteht, um einen Slum genauso gut zu erkennen wie die Planer. „Dem North End Geld zukommen zu lassen“, sagte der Bankier, „hat keinen Sinn. Es ist ein Slum! Da kommen noch immer Einwanderer rein! Und außerdem hatte es während der Depression eine sehr große Anzahl abbruchreifer Gebäude; schlechter Ruf, so was.“ (Davon hatte ich auch gehört, und auch davon, wie die Familien gearbeitet und ihre Ersparnisse zusammengelegt hatten, um einige dieser abbaureifen Gebäude zurückzukaufen.)

...

Ich bin der Ansicht, dass funktionsfähige Stadtbezirke jene Bezirke sind, in denen eine solche gegenseitige Durchdringung und Unterstützung der Nutzung fehlt, und daß eine Wissenschaft der Stadtplanung und eine Kunst des Städtebaus für wirkliche Städte und wirkliches Leben eben Wissenschaft und Kunst vom Lenken und Nähren dieser feinkörnigen Beziehungen zu sein haben. Ich glaube, daß nach den vorliegenden Ergebnissen vier grund-

sätzliche Bedingungen notwendig sind, um eine nutzbringende Großstadtmannigfaltigkeit entstehen zu lassen, und daß man, wenn diese vier Bedingungen von vornherein bei der Planung berücksichtigt werden, echte großstädtische Vitalität bewirken kann (etwas, was die Pläne der Planer und die Entwürfe der formalen Städtebauer allein niemals schaffen können.)

...

Die äußere Erscheinung der Dinge und ihre Art zu funktionieren hängen untrennbar zusammen, und dies nirgendwo mehr als in Großstädten.

...

Es ist sinnlos, die äußere Erscheinung einer Stadt zu planen oder darüber Betrachtungen anzustellen, wie man ihr einen angenehmen Eindruck von Ordnung verleihen könnte, wenn man weiß, welches die Gesetze sind, nach denen sie von innen her funktioniert. Wenn man in erster Linie nach dem äußeren Anschein strebt oder diesen als Hauptfaktor empfindet, riskiert man nur Verwirrung und Schwierigkeiten.

...

Ich habe mich auf Millionenstädte konzentriert und auf ihre Innenbezirke, weil dort das Problem liegt, dem man in der heutigen Planungstheorie am konsequentesten ausgewichen ist. Auch glaube ich, dass dieses Problem auf weitere Sicht noch größeren Nutzen bringen wird, denn viele der Großstadtbezirke, die heute in den schlimmsten und anscheinend überraschendsten Schwierigkeiten stecken, waren noch vor nicht allzu langer Zeit Vorstädte oder ordentliche, ruhige Wohngegenden; und ganz sicher werden noch viele der heute brandneuen Vorstädte oder Außenbezirke in die Großstädte einbezogen werden und sich in dieser neuen Funktion erfolgreich oder als Versager zeigen, je nachdem, wieweit die Umstellung zu wirklichen Großstadtbezirken gelingt oder nicht.

...

Der wichtigste Einfluß beginnt mehr oder weniger mit Ebenezer Howard, einem englischen Hofjournalisten, für den Stadtplanung eine Berufung darstellte. Howard besah sich Ende des 19. Jahrhunderts die Lebensbedingungen der Armen in London und mochte verständlicherweise nicht, was er roch, sah und hörte. Er haßte nicht nur die Ungerechtigkeiten und Fehler, welche die Großstadt mit sich brachte, er haßte die Großstadt selbst und fand es als unausgesprochen schlimm und als eine Beleidigung gegenüber der Natur, daß so viele sich so dicht zusammendrängten. Sein Rezept zur Rettung der Menschen war die Vernichtung der Großstadt.

Das Programm, das er 1898 vorlegte, sollte das Anwachsen von London aufhalten und das Land, auf dem die Dörfer zurückgingen, mit einer neuen Art von Stadt neu bevölkern – mit der Gartenstadt, in der die Armen wieder in engem Kontakt mit der Natur leben könnten. Damit sie ihren Lebensunterhalt verdienen könnten, sollte in die Gartenstadt auch Industrie verlegt werden, denn wenn Howard schon keine richtigen Städte plante, plante er genausowenig Schlafstädte. Sein Ziel waren kleine autarke Städte, wirklich sehr hübsche Städte, wenn man artig war und keine eigenen Pläne hatte und es einem nicht darauf ankam, sein Leben mit anderen zu verbringen, die ebenfalls keine eigenen Pläne hatten. Wie in allen Utopias stand das Recht, irgendwelche Pläne von Bedeutung zu haben, nur den Planern vom Dienst zu. Die Gartenstadt sollte mit einem landwirtschaftlichen Gürtel umgeben werden. Für die Industrie waren bestimmte Reservate geplant, ebenso für Schulen, Wohnblocks und Grünflächen; das Zentrum sollten dann Geschäfte, Klubs und kulturelle Institutionen, alle auf gemeinschaftlicher Basis, bilden. Die Stadt und ihr grüner Gürtel soll-

ten als Einheit ständig unter Kontrolle einer Gemeindeverwaltung stehen, um Bodenspekulationen oder angeblich unvernünftigen Änderungen in der Verwertung des Bodens vorzubeugen und auch, um allen Versuchungen, die Bevölkerungsdichte der Stadt zu vergrößern, zu steuern – kurz, um zu verhindern, daß aus der Gartenstadt jemals eine Großstadt würde. Die Höchstgrenze für die Bevölkerung sollte bei dreißigtausend Menschen liegen.

Nathan Glazer hat diese Vision in der Zeitschrift *Armitectural Forum* gut charakterisiert: „Es war das Bild einer englischen Landstadt, in der das Gutshaus und sein Park durch ein Gemeindezentrum ersetzt wurde und die zwecks Arbeitsbeschaffung mit ein paar Fabriken, abgeschirmt hinter Bäumen, versehen war.“

Das amerikanische Äquivalent, das dieser Vision am nächsten kommt, ist wahrscheinlich das Modell der Firmen-Stadt mit Gewinnbeteiligung, in der die Eltern- Lehrer-Vereinigung mit der Aufsicht über das normale, politische und verwaltungs- mäßige Geschehen betraut ist. Denn Howard schwebte ja nicht nur einfach eine neue Umgebung und ein neues soziales Leben vor, sondern eine patriarchalisch ausgerichtete politische und wirtschaftliche Gesellschaft.

Immerhin war die Gartenstadt, wie Glazer betonte, „als eine Alternative zur Großstadt entworfen und als eine Lösung für die Probleme der Großstadt, und das war bis heute die Grundlage für ihre ungeheure Anziehungskraft als Planungsgedanke.“

...

Der Mann, der die dramatischste Idee hatte, wie man diese Anti-Stadt-Planung mitten im feindlichen Lager ausbilden sollte, war Le Corbusier. Er erfand in den zwanziger Jahren eine Traumstadt, die er La Cité Radieuse, die strahlende Stadt, nannte: sie bestand nicht aus den von den Dezentralisten so geliebten niedrigen Gebäuden, sondern hauptsächlich aus Wolkenkratzern in Parks. „Angenommen, wir betreten die Stadt durch den Großen Park“, schrieb Le Corbusier: „Unser schneller Wagen fährt auf der erhöhten Schnellstraße zwischen den majestätischen Wolkenkratzern: wenn wir näher kommen, sehen wir eine Wiederholung von vierundzwanzig Wolkenkratzern gegen den Himmel; links und rechts am Rande jedes Bezirks stehen die städtischen und die Verwaltungsgebäude, und in dem Raum dazwischen sind Museen und Universitätsgebäude. Die ganze Stadt ist ein einziger Park.“ In Le Corbusiers vertikaler Großstadt sollten die Durchschnittsbürger zu 3000 je Hektar untergebracht werden, eine phantastisch hohe Bevölkerungsdichte, aber auf Grund des In-die-Höhe-Bauens blieben trotzdem 95 Prozent des Bodens frei. Die Wolkenkratzer sollten nur 5 Prozent der Bodenfläche einnehmen. Die Leute mit hohem Einkommen würden in niedrigeren Luxushäusern um Innenhöfe herum angesiedelt werden, wobei 85 Prozent des Bodens frei bliebe. Hier und da sollten Restaurants und Theater gebaut werden.

Le Corbusiers Planung befaßte sich nicht nur mit der landschaftlichen Umgebung. Er plante außerdem ein soziales Utopia. Sein Utopia bestand in einem Zustand maximaler individueller Freiheit, wie er es nannte, womit er anscheinend nicht die Freiheit für irgend etwas Besonderes meinte, sondern die Freiheit von der üblichen Verantwortung. In seiner Cité Radieuse sollte vermutlich absolut niemand mehr der Hüter seines Bruders sein. Niemand brauchte für sich selbst zu sorgen, niemand sollte auf irgend etwas festgenagelt werden.

...

Le Corbusiers Traumstadt hat eine ungeheure Anziehungskraft auf unsere Großstädte ausgeübt. Sie wurde von den Architekten überschwenglich gefeiert und ist allmählich in Unmengen von Siedlungen, angefangen vom sozialen Wohnungsbau bis zu Bürobauten, Wirk-

lichkeit geworden. Außer daß er, jedenfalls oberflächlich, die Prinzipien der Gartenstadt auf große Bevölkerungsdichten anwendbar machte, enthielt der Traum Le Corbusiers noch andere Wunder. Er versuchte, die Verkehrsplanung zu einem integralen Teil der Planung zu machen, und das war in den zwanziger Jahren und bis in den Anfang der dreißiger Jahre hinein ein neuer, aufregender Gedanke. Le Corbusier plante große Verkehrsadern für Einbahn-Schnellverkehr, er beschnitt die Anzahl von Straßen, weil „Kreuzungen ein Feind des Verkehrs“ sind. Er schlug unterirdische Straßen für den langsamen Verkehr und für Last- und Lieferwagen vor, und natürlich hielt er, ebenso wie die Gartenstadt-Planer, die Fußgänger von den Straßen fern und verbannte sie in die Parks. Seine Stadt war ein wundervolles mechanisches Spielzeug. Darüber hinaus zeichnete sich sein Entwurf architektonisch durch verblüffende und blendende Klarheit, Einfachheit und Harmonie aus. Er war so ordentlich, so einleuchtend, so leicht zu begreifen!

...

Die Architektur der City-Beautiful-Zentren kam aus der Mode, aber die Ideen, die ihr zugrunde lagen, wurden nicht in Zweifel gezogen und hatten niemals mehr Gewicht als heute. Der Gedanke, gewisse kulturelle oder behördliche Funktionen aus dem Gewebe der normalen Großstadt herauszulösen, paßte ausgezeichnet zu den Lehren der Gartenstadt. Die diesbezüglichen Vorstellungen haben sich ebenso harmonisch miteinander verbunden wie die Gartenstadt mit der Cité Radieuse. Aus dem Ganzen wurde ein Mixtum Compositum wie im Falle des riesigen Lincoln-Square-Projektes in New York, wo sich ein monumentales City-Beautiful-Zentrum für Kulturelles inmitten einer Reihe von Cité-Radieuse- und Gartenstadt-Wohn-, Einkaufs- und Sportzentren befindet.

Nach dem gleichen Muster ist das Prinzip des Aussortierens – und des Ordnen durch Unterdrückung aller Pläne außer denjenigen der Planer selbst – ohne Schwierigkeiten auf alle möglichen Funktionen der Großstadt ausgedehnt worden; bis heute heißt vorbildliche Großstadtplanung in der Hauptsache lediglich: Placierung (häufig unter Berücksichtigung der Verkehrsverhältnisse) von vielen einzelnen, sorgfältig aus dem Ganzen herausgelösten – aussortierten – städtischen Funktionen. Vom Anfang bis zum Ende, von Howard und Burnham bis zum letzten Zusatzartikel zum Städteerneuerungs-Gesetz, ist das gesamte Gebraü gänzlich ohne jede Rücksicht auf das Leben der Großstädte selbst gebraut worden. Die Großstädte sind weder untersucht noch respektiert worden, sie durften nur Weihopfer sein.

Die sozialen Milieus der Städte¹

Manuel Castells

Die Relation, die zwischen einer bestimmten Wohnform und einer spezifischen Verhaltensweise besteht, ist ein klassisches Thema der Stadtsoziologie. Und gerade auf diesem Gebiet versuchen die „Macher“ in Form von Gesetzen, aus der soziologischen Reflexion einen Nutzen zu ziehen; Gesetze, die es erlauben, Gebäudevolumen oder Stadtraum in Soziabilität umzusetzen. Die Manipulierung des sozialen Lebens durch eine Planung des Rahmens ist ein Traum hauptsächlich der Utopisten und Technokraten, der schon unzählige, sich ständig vermehrende Untersuchungen hervorgebracht hat; sie wollen alle eine Korrelation überprüfen, die empirisch jedoch in einem anderen Zusammenhang festgestellt wurde.

Dieser Zusammenhang zwischen dem Rahmen und dem Lebensstil kommt ganz spontan auch in den Vorstellungen von Individuen oder Gruppen zum Ausdruck. Die täglichen Reaktionen sind voller Assoziationen dieser Art. Sie leiten sich aus einer *gewissen Erfahrung* ab, wonach ein Stadtteil einer eher volkstümlichen Lebensweise entspricht, der andere einen „bürgerlichen“ Charakter besitzt, die Stadt X eine Stadt „ohne Seele“ ist, während der Marktflecken Z seinen Charme behalten hat . . . Angesichts dieser sozialen *Bilder*, die einzelne Stadtzonen aufkommen lassen und deren Analyse ein Teil der ideologischen Darstellungen ist, die sich auf den Lebensrahmen beziehen, muß man sich die folgende praktische und theoretische Frage stellen: *Gibt es einen Zusammenhang zwischen dem ökologischen Rahmen und den kulturellen Systemen und wenn ja, welchen?*

Doch führte die Analyse der sozialen Milieus in den Städten bisher nur zu einer konfuse Mischung mehrerer Forschungsziele. Man schwankt zwischen der kulturellen Monographie eines Wohngebiets, wobei im allgemeinen versucht wird, ein entstandenes „städtisches“ Wertesystem zu „testen“, und dem Versuch, einige der Verhaltensweisen und Einstellungen in einen vorhandenen ökologischen Kontext zu stellen.

Deshalb erfordert eine Diskussion über die gesamte Problematik, daß die damit verknüpften Fragen, deren theoretische und empirische Antworten stark differieren, vorläufig getrennt behandelt werden. Glücklicherweise verfügen wir auf diesem Gebiet über eine hervorragende Analyse, die die angelsächsische Literatur bis zum Jahre 1968 durchforstet und einige grundlegende theoretische Klärungen vornimmt. (29) Keller weist mit vollem Recht darauf hin, daß es zwei Fragenkomplexe gibt, die keineswegs gleichwertig sind:

1. Die Existenz eines spezifischen Systems von Verhaltensweisen hinsichtlich des örtlich gebundenen sozialen Lebens; insbesondere die nachbarlichen Beziehungen. Dieses Nachbarschaftssystem (*neighbouring*) hat mindestens zwei unterschiedliche Dimensionen: *die Aktivitäten*, die auf die Nachbarschaft bezogen sind (nachbarschaftliche Hilfe, gegenseitiges Ausborgen, sich besuchen, Ratschläge erteilen, usw.) und die *eigentlichen sozialen Beziehungen* (nämlich das Beziehungsgefüge freundschaftlicher, familiärer und nachbarschaftli-

¹ Genehmigter Abdruck aus: Castells, M. (1977): Die kapitalistische Stadt. Ökonomie und Politik der Stadtentwicklung. VSA-Verlag Hamburg. S. 89-110

cher Art, Mitgliedschaft im Verein und Interessengemeinschaft, usw.). Dieses Verhaltensmuster stellt die kulturelle Definition der Rolle des *Nachbarn* dar. Je nach Ausdehnung und nach den kulturellen Normen, innerhalb der verschiedenen Gesellschaftsgruppen, ändert diese Rolle ihre Intensität und Intimität.

2. Die Existenz einer *abgegrenzten, besonderen ökologischen Einheit* (Stadtviertel, Hausgemeinschaften, usw.), die genügend spezifische Eigenschaften besitzen, um einen repräsentativen Querschnitt zu erhalten. Das Problem an sich, das darin besteht, daß solche städtischen Einheiten mitten in einer Agglomeration vorhanden sind, deutet in der Tat unmittelbar auf Kriterien hin, die eine räumliche Aufteilung beschreiben (ökonomischer, geographischer Art, hinsichtlich der Wahrnehmung und des „Zugehörigkeitsgefühl“, funktionaler Art, usw.).

Zu diesen beiden Fragen käme noch das rein soziologische Problem, welche Beziehung zwischen dem Typ einer ökologischen Einheit, die durch entsprechende Kriterien definiert ist, und einzelnen kulturellen Verhaltensweisen besteht. Diese Beziehung kann vom theoretischen Standpunkt aus von beiden Seiten her betrachtet werden, denn die Determinierung einer Verhaltensweise durch einen Rahmen kann durch den Einfluß umgestoßen werden, den soziale Praktiken auf die räumliche Beschaffenheit ausüben können. Somit führt die Problematik der sozialen Milieus in den Städten zumindest zu diesen vier, durch die Forschung entstandenen Fragenkomplexen, die wir, ausgehend von großen, nicht immer übereinstimmenden Tendenzen, behandeln wollen. Das gründliche Studium der theoretischen Lektüre könnte den massenhaften empirischen Ergebnissen eine eher provisorische Bedeutung zuweisen; denn es setzt einen in die Lage, die Formulierung des Problems abzuleiten (oder zu übernehmen).

1. Gibt es eine „urbane“ Verhaltensweise, die das soziale Leben in den Wohngebieten kennzeichnet?

Es handelt sich hier in der Tat darum, das Thema einer spezifischen Stadtkultur des Wohngebietes wieder aufzunehmen. Wenn die Stadt in ihrer Totalität nicht auf einen einzigen kulturellen Nenner gebracht werden kann, so soll es doch eine „städtische“ Verhaltensform geben, die durch die Oberflächlichkeit der Kontakte und die Bedeutung der sekundären Beziehungen gekennzeichnet ist: diese Erkenntnis versucht Guterman in einer neuen Untersuchung aus der negativen Korrelation zwischen der Größe einer Ansiedlung und dem Intimitäts- und Freundschaftsgrad abzuleiten, der innerhalb der sozialen Beziehungen zu beobachten ist (30). In Wirklichkeit handelt es sich um etwas weitaus Subtileres; denn eine Stadtkultur kann nicht ohne weiteres auf Wohngebiete übertragen werden, indem der allgemeine Stadttypus einfach auf niedrigster Ebene reproduziert wird. Es handelt sich vielmehr um neue Gesetzmäßigkeiten in den sozialen Relationen, die den Wohngebieten der Großstädte angemessen sind. Denn von dem Zeitpunkt an, wo man feststellen konnte, daß „die Stadt“ nicht einfach der gleichbedeutende Ausdruck für „soziale Integration“ ist, mußten neue Formen gefunden werden, durch die sich das System der sozialen Relationen in einer Situation verallgemeinerter Urbanisation entwickeln würde.

Die kulturelle Typologie, wie sie von der funktionalistischen Soziologie suggeriert wird, gründet sich also auf zwei Punkte: einerseits bedeutet der Gegensatz zwischen „lokal“ und „kosmopolitisch“ eine allgemeine Rollenverteilung und Vorherrschaft der Sekundärbezie-

hungen (31); andererseits teilt sich der „lokale“ Pol auf in eine „moderne“ und eine „traditionelle“ Verhaltensform. Letztere entsteht dadurch, daß sich eine Wohngemeinde in sich selbst zurückzieht, begleitet von einem starken inneren Konsensus und einer starken Abwehr gegen äußere Einflüsse, während die erste zwar durch eine offene Soziabilität gekennzeichnet ist, das Engagement aber begrenzt bleibt, weil sie mit einer Vielzahl von Beziehungen außerhalb der Wohngemeinde koexistiert.

Die Untersuchungen von Willmott und Young vom *Institute of Community Studies*, London (32) dürften die beiden kulturellen Verhaltensformen am besten eingekreist haben. Nacheinander analysieren sie ein altes Arbeiterviertel im Osten Londons und einen neuen Vorort, der von der Mittelschicht bewohnt wird. Hier ist das Leben in erster Linie auf den Haushalt ausgerichtet, mit einer Frau, die zu Hause bleibt und einem Mann, der nach seiner Arbeit die meiste Zeit mit häuslichen Tätigkeiten verbringt: Gartenarbeit, Basteln, bei der Hausarbeit helfen. Aber das Zuhause ist nicht alles; durch lokale Organisationen, kurze Besuche beim Nachbarn, den Besuch eines „pubs“ und durch Teilnahme an Versammlungen wird nach einem festen Rythmus eine neue Soziabilität entwickelt. Auf der anderen Seite braucht die Soziabilität in dem alten Arbeiterviertel garnicht erst institutionalisiert zu werden, das Netzwerk der Nachbarschaftshilfe ist völlig offen, und die umfangreiche Familie, Hauptangelpunkt der intimen Beziehungen, ermöglicht die Kommunikation zwischen Menschen verschiedener Generationen.

Die beiden Verhaltensweisen wurden einerseits den neuen Wohngebieten am Stadtrand und den innerstädtischen Vierteln angeglichen, andererseits dem Lebensstil der Mittelschicht und der Arbeiterschicht. Sie bieten sich aber in jeder Hinsicht als eine Sequenz an, als ein fortschreitender Übergang von der einen zur anderen. Umso mehr als sich das Wohngebiet am Stadtrand nicht gegen das Übergewicht der Sekundärbeziehungen und gegen das Gefühl wehrt, dem globalen Gesellschaftsniveau anzugehören; die genannten Verhaltensweisen verstärken sich sogar noch: so zeigte beispielsweise die klassische Studie von M. Axelrod über Detroit gleichzeitig die Beständigkeit der primären sozialen Beziehungen und die sie begleitende Wandlung der Teilnahme am sozialen Leben und an organisierten Vereinen (33).

In dem Maße, in dem diese „Entdeckung“ mit Untersuchungen der neuen amerikanischen Vorortgebiete verknüpft ist, hat diese Verhaltensform neue Thesen über das Auftreten einer Kulturform ermöglicht, die in gewisser Weise die städtische Form überwunden haben soll. Der *suburban way of life*, wie man ihn genannt hat (34), ist durch ein wahres Wertesystem, und zwar insbesondere durch die ursächliche Bedeutung der Familienwerte (im Sinne der Familie im Atomzeitalter), durch eine gewisse Intensität der Nachbarschaftsbeziehungen (die sich auf herzliche, aber distanzierte Freundlichkeit beschränkt), durch die dauernde Suche nach Bestätigung des sozialen Status und eine sehr starke konformistische Haltung gekennzeichnet . . . Nachdem also die verschiedenen Züge im Verhalten, verbunden mit der Konkurrenzphase des Kapitalismus, „Stadtkultur“ genannt worden ist, werden nun die Normen der individualisierten und ausschließlich auf den schichtenbezogenen Komfort gerichteten „Konsumgesellschaft“, die mit der monopolistischen Phase und der standardisierten Organisation des sozialen Lebens verbunden ist, als „suburbane“ bezeichnet.

Der erste zu überprüfende Punkt wäre nun die angenommene Allgemeinheit dieser neuen sozialen Lebensform, die das Städtische erneuert und über städtische Rahmen hinaus erweitert . . . So wie die Städte im Laufe der Geschichte unterschiedliche kulturelle Inhalte

hervorgebracht haben, entfalten die „Vororte“ und die Wohngebiete, je nach ihrer Gesellschaftsstruktur, eine erstaunliche Vielfalt von Verhaltensweisen. Um nur eine kleine Anzahl von Untersuchungen zu nennen, die als Anhaltspunkt dienen könnten, haben beispielsweise Greer und Orléans in ihrer Untersuchung über St-Louis auf einen sehr hohen Grad an lokaler *und* gleichzeitig politischer Partizipation hingewiesen und stellten zwischen den Wohngebieten – in Abhängigkeit von der differenzierten Struktur der vorhandenen Möglichkeiten – bedeutende Unterschiede im Verhalten fest (35).

In einer besonders brillanten Untersuchung eines Arbeitervorortes in Kalifornien hat sich Bennett M. Berger daran gemacht, den Mythos der „suburbanen Kultur“ zu zerbrechen. Seine wichtigsten empirischen Entdeckungen sind folgende: geringe Wohnmobilität infolge wirtschaftlicher Zwänge; beständiges Interesse an der nationalen Politik; andererseits aber eine schwache Mitarbeit in Vereinigungen; sehr schwache informelle soziale Relationen; beherrschende Rolle des Fernsehens, häusliche Zurückgezogenheit, wenig Ausgang, usw. Ein solches Bild, das einem lokalen, aktiven“ Partizipationsmodell widerspricht, bringt Berger zu der Schlußfolgerung, daß der als Suburban bezeichnete Lebensstil in Wahrheit das Verhaltensmuster der amerikanischen Mittelschicht ist und daß die Vorstadt keine spezifisch sozialen, sondern lediglich ökologische Eigenschaften besitzt (36). Auch Wendel Bell weist in einer Literaturstudie auf die unterschiedlichen kulturellen Beziehungen in Abhängigkeit von den sozialen Merkmalen der Wohngebiete hin (37).

Die Dinge werden noch etwas klarer, wenn man aus dem amerikanischen kulturellen Kontext heraustritt, wo dieser Mythos einst geschmiedet worden ist. Die bedeutende Studie von Ferrarotti über die römischen ‚borgate‘ zeigt ein völlig anderes Panorama als das Leben in den Vororten. Obwohl die Bewohner ländlichen Ursprungs sind, gibt es in der *Borgata Alessandrina* auf lokaler Ebene praktisch keine sozialen Beziehungen, und die Familie wird bei völligem Bruch mit der Umgebung zur einzigen Stütze, da sie sich unbändig gegen jede Gefahr der Promiskuität wehrt (38). In dem System der sozialen Relationen, das Gutkind im Stadtrandgebiet von Kampala (Uganda) beobachtet hat, sehen die Dinge völlig anders aus: Hier existiert eine auf Probleme des Alltags ausgerichtete, starke lokale Gemeinschaft, die voll in das Stadtleben integriert ist; die familiären, freundschaftlichen und nachbarschaftlichen Bande durchdringen sich gegenseitig sehr tief (39).

In Frankreich stimmen die Beobachtungen trotz einiger Unterschiede überein. Das bestätigt die These, daß neben dem „urbanen“ Modell, das auf das Stadtviertel als solches bezogen ist, kein „für Vororte typisches“ Verhaltensmuster existiert.

Die interessante Untersuchung eines neuen Stadtviertels in Pontoise (in der Pariser Region) von Gabrielle Sautter zeigt eine kleinbürgerliche lokale Soziabilität auf, die dem amerikanischen „suburb“ sehr nahe kommt (40). J. O. Retel stellt in seiner Untersuchung der sozialen Beziehungen in den Pariser Vororten fest, daß „nachdem das soziale Leben in den Städten eine Phase territorialer Strukturierung durchlaufen hat, es sich nun anschickt, einen neuen Anlauf zu einer soziologischen Strukturierung der städtischen Gruppen untereinander zu nehmen“ (41); die Armut sozialer Beziehungen auf lokaler Basis ist dafür maßgebend. Ledrut hingegen findet bei seiner Untersuchung der großen Stadtkomplexe von Toulouse dort ein „recht gutes soziales Klima“ vor, häufige nachbarschaftliche Beziehungen und einfache, wenn auch oberflächliche Bindungen. Damit beweist er, daß eine solche Situation nicht zufällig entsteht, sondern durch die Nicht-Isolierung und soziale Heterogenität des Milieus; denn seiner Hypothese zufolge „stellt die Isolierung eines dicht besiedelten, aber schwach differenzierten Wohngebiets die entscheidende Bedingung für den intensivsten

sozialen Druck und die schärfsten Spannungen dar“ (42). Nun geht eine solche Perspektive über die einfache Feststellung hinaus, ob ein durch die Wohnumgebung bestimmtes Verhaltensmuster existiert oder nicht – um dann die verschiedenen Bedingungen der *Beziehungen* zwischen diesen beiden Begriffen zu untersuchen.

Chombart de Lauwe untersucht zwar die kulturelle Problematik der Stadtviertel, die häufig als Lebensgemeinschaften mit spezifischen Eigenarten angesehen werden, verknüpft sie aber mit der städtischen Gesamtheit. Dabei betrachtet er das Stadtviertel als eine „elementare Einheit“ dieser Gesamtheit, mit ökonomischen und geographischen Grenzen und bestimmten sozialen und städtischen Funktionen (43).

Das bedeutet, daß die „Kultur des Viertels“, die wie die „Vorstadtkultur“ auch hin und wieder als besonderes kulturelles Modell angesehen wird, Ausdruck einer ganz bestimmten Konzeption der Beziehungen zwischen Raum und Kultur ist. Das bedeutet auch, daß es keine kulturelle Problematik der Städte ohne vorherige Prüfung der ökologischen Grundlagen eines solchen Verhaltens geben kann.

2. Gibt es spezifische Stadteinheiten?

Offensichtlich gibt es eine Differenzierung des städtischen Raumes in Teilbereiche, die mit der gesellschaftlichen Arbeitsteilung verbunden ist. Weit weniger klar ist, ob es Wohnsiedlungen gibt, die unter ökologischen Gesichtspunkten derart fest umrissen sind, daß sie eine Aufteilung der Siedlung in Untereinheiten mit wirklich spezifischer Eigenart zulassen. Dennoch *scheint* die Existenz solchen ökologischer Einheiten eine Vorbedingung der Frage zu sein, ob bestimmte Räume ein bestimmtes Verhalten verursachen. Wie könnte man diese Frage stellen, wo es doch keine wirkliche Differenzierung des bewohnten Raumes gibt?

Die Tradition der städtischen Ökologie versuchte, Bedingungen für die Existenz „natürlicher Zonen“ innerhalb der Stadt zu definieren, die sich nach der klassischen Definition von Paul Hatt aus zwei Elementen zusammensetzen: 1. einer räumlichen Einheit, innerhalb natürlicher Grenzen mit homogener Bevölkerung, die mit einem spezifischen Wertesystem versehen ist; 2. einer räumlichen Einheit, bewohnt von einer Bevölkerung, die von symbolischen inneren Relationen strukturiert wird (44). Es gibt demnach eine *Verbindung* der ökologischen Grenzen und der sozialen Merkmale auf der Ebene der Definition einer städtischen Einheit. Eine solche Verbindung des räumlichen Rahmens mit der sozialen Praxis bildet die Grundlage für die historische Typologie, die Ledrut aufgestellt hat, um die unterschiedlichen Formen territorialer Gemeinschaften differenzieren zu können (45). Indem er eine Art Kontinuum der wachsenden gesellschaftlichen Komplexität aufstellt, unterscheidet Ledrut zwischen:

- *dem Dorf*, von recht homogener Natur, mit schwacher innerer Differenzierung. Die wichtigsten räumlichen Beziehungen entstehen aus der Zirkulation um die Aktivitätszentren.
- *der nachbarschaftlichen Einheit*, die vor allem auf der Wohnung, dem Netzwerk gegenseitiger Hilfeleistung und persönlichen Kontakten beruht.
- *dem Marktflecken*, einer Anzahl von Wohnungen, die sich um eine ihnen zugeordnete Aktivität herum gruppieren und im wahrsten Sinne des Wortes eine Gemeinschaft bilden; das heißt, einen „konkreten Raumbereich, der den Lebensbereich jedes ein-